

Leben

IM
ERZBISTUM
BAMBERG

Im Interview

*Tatort, Tod &
Schokolade*

Schauspielerin
Eli Wasserscheid

Gospel, Pop und Oratorium

Wie ein Chorleiter
in Herzogenaurach
Jugendliche begeistert

Schicksal Flucht

Jeden Menschen
in seiner Würde achten

Lebenswert

Bela (8) ist ein Sonnenschein für seine Familie



04 **L**ebenswert
Wunschkind Bela



10 **S**chicksal Flucht
Suche nach Heimat



18 **O**rdnung im Wandel
Pfarrsekretärinnen erzählen



08 **T**atort Bamberg
Eli Wasserscheid im Interview



14 **A**llzeit bereit
Die Georgspfadfinder

Titelthemen

- 04 Belas (8) Lachen steht für das Recht zu leben
- 10 Drei Perspektiven auf Flucht und Menschenwürde
- 22 Chorleiter Toni Rotter gewinnt Jugend für Glaubensmusik

Menschen

- 08 Schauspielerin Eli Wasserscheid über Tatort, Tod und Schokolade
- 14 Wie die Pfadfinderei einen Umweltschützer machte
- 18 Pfarrsekretärinnen gestalten den Wandel mit
- 20 Monika Schauer begleitet Sterbende auf ihrem letzten Weg

3 Fragen an ...

- 21 Hospizseelsorger Norbert Oppel
- 25 Wie Rolf Zuckowski sich den Himmel vorstellt

Außerdem

- 17 Kreuzworträtsel
- 26 Apps, Termine & Events



20 **L**eben lieben
Sterben begleiten



22 **G**ott und Pop
Kantorei St. Magdalena



25 **G**laubenssucher
Rolf Zuckowski



Liebe Leserinnen und Leser,

die Würde des Menschen ist ein Kernthema unseres Glaubens. Die Kirche setzt sich für den Schutz der Menschenwürde von Anfang bis zum Ende ein. Derzeit wird

darüber diskutiert, ob ein vorgeburtlicher Bluttest auf Trisomie 21 (Down-Syndrom) eine Krankenkassenleistung werden soll. Kritiker fürchten, dass es bei ungeborenen Kindern zu einem „Reihentest“ auf Behinderung kommt. Ein Ärztekammerpräsident brachte die Frage kürzlich auf den Punkt: „Wollen wir weiterhin eine unbeeinflusste und natürliche Fortpflanzung – oder wollen wir das qualitätsgesicherte Kind?“ Ein behindertes Kind wird heute oft als Risiko gesehen, das mit allen möglichen Maßnahmen ausgeschlossen werden soll. Mit dem Ergebnis, dass sich viele Eltern gegen das Leben ihres ungeborenen Kindes entscheiden, wenn eine Behinderung droht. Vielfach geschieht dies aus Unsicherheit oder Angst. Oder man möchte gar dem Kind ein schlimmes Schicksal ersparen, indem man es gar nicht erst auf die Welt kommen lässt. Wir haben Bela getroffen: Er ist ein lebensfroher Junge mit Trisomie 21, der sich nicht nur selbst seines Lebens freut, sondern auch für seine ganze Familie ein Sonnenschein ist. Wer Bela lachen sieht, wird nie wieder auf die Idee kommen, dass Menschen mit Down-Syndrom kein lebenswertes Leben haben.

Um die Würde am Ende des Lebens geht es in unserer Geschichte über eine Hospizhelferin. Dass das Sterben zum Leben dazu gehört, ist so leicht dahin gesagt. Für Menschen, die in der Sterbebegleitung arbeiten, sind diese Worte tägliche Realität. Wer in einem Hospiz oder einer Palliativstation von Ärzten, Pflegern und Angehörigen liebevoll begleitet wird, der lebt gerne, solange es geht, und stirbt, wie es das Leben mit sich bringt. Der sterbende und pflegebedürftige Mensch und das behinderte Kind haben die gleiche Menschenwürde und das Recht auf Leben.

Um menschenwürdiges Handeln geht es auch bei den Flüchtlingen, die zu uns kommen. Zu diesem Thema wird viel geschrieben und kontrovers diskutiert. Wir wollen das Thema in diesem Heft von mehreren Seiten aus beleuchten: Ein Nürnberger Flüchtlingsseelsorger erzählt über seine tägliche Arbeit. Ein iranischer Flüchtling berichtet, wie er nach seiner Flucht zum christlichen Glauben gefunden hat. Und unser Erzbischof erläutert als Weltkirche-Bischof, wie wichtig die Bekämpfung der Fluchtursachen in den Herkunftsländern ist. Mit all diesen Themen wollen wir deutlich machen: Wir müssen jeden Menschen in seiner Würde achten.

Wenn Sie uns Feedback zu diesem Heft geben wollen, schreiben Sie an leben@erzbistum-bamberg.de.

Ihr
Hendrik Steffens, Chefredakteur

P.S. Nach dem Versand dieser Ausgabe wird das Meinungsforschungsinstitut GfK eine repräsentative Leserbefragung starten. Wenn Sie in den nächsten Tagen von einem/einer GfK-Mitarbeiter/in angerufen werden, freuen wir uns über Ihre ehrliche Auskunft. Sie helfen mit bei der Entscheidung, ob es das Magazin „Leben“ auch 2019 weiter geben wird.

BELA

lacht

Der Achtjährige kam mit dem Down-Syndrom auf die Welt. Seine Eltern und seine Geschwister lieben ihn über alles.

Abtreibung war keine Option.

Familie Baum ist fertig mit dem Abendessen. Heute sind nur Papa, Mama und Bela daheim in ihrem Haus, die größeren Töchter Lilly und Lotta sind mit Freundinnen unterwegs. Bela räumt den Esstisch ab, er bringt Teller für Teller, Messer für Messer, Gabel für Gabel in die Küche und geht dabei höchst akribisch vor. „Klar hilft Bela mit. Wir alle!“, sagt Mama Anne Baum und lächelt ihren Sohn an. Acht Jahre ist Bela alt, er geht in die zweite Klasse – und er ist mit Trisomie 21, dem Down-Syndrom, auf die Welt gekommen.

Was das bedeutet? Für Familie Baum aus Bamberg-Gaustadt heißt es, ein Kind zu haben, das länger in der Kleinkindphase zu stecken scheint als andere. Wenn Bela fröhlich ist, ist er richtig froh. Wenn er traurig ist, ist er richtig traurig. Er ist echt und authentisch. Er lacht viel und lässt dabei seine Augen strahlen. Als die Schwestern acht waren, waren sie ganz schön morgenmuffelig, erinnert sich Anne Baum. Bela,

das Nesthäkchen, ist von früh bis spät ausgeglichen und positiv. Er spricht nicht immer deutlich, aber immer besser. „Als er mich vor gut einem Jahr mit einem deutlichen ‚Mama, bitte aufstehen!‘ geweckt hat, habe ich mich sehr gefreut: Vor fünf Jahren noch hatten Logopäden gezweifelt, dass er je würde sprechen können.“

Dass die Baums Bela besser im Auge behalten müssen als möglicherweise andere Eltern ihre achtjährigen Kinder, liegt daran, dass er manchmal auf abenteuerliche Ideen kommt: Gern würde er manchmal die Gegend auf eigene Faust erkunden und einfach zur Tür rausspazieren. Oder auf Möbel klettern, die nicht stabil genug sind. „Ansonsten würde ich Bela ungern auf das Down-Syndrom reduzieren“, sagt die 47-jährige Mama. „Ich reduziere meine anderen Kinder ja auch nicht auf ihre Schwächen.“

Bela steigt jeden Morgen um halb acht in den Bus, der ihn zur Bertold-Scharfenberg-Schule bringt,

einer Schule der Lebenshilfe. Anne Baum, der ein Kindermodegeschäft in den Bamberger Theatergassen gehört, hätte ihn gerne in der Grundschule im Stadtteil Gaustadt angemeldet – wo auch die anderen Kinder aus Belas Kindergarten hingehen. Es hat nicht geklappt: Zwar gibt es in Gaustadt integrative Klassen, in denen Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam die Schulbank drücken, Bela hat dort aber leider keinen Platz bekommen: „Ich fand das sehr schade“, sagt Anne Baum.





Und ihr Eindruck bleibt, dass die Politik Kinder mit Behinderung lieber fernhalten will von der Gesellschaft. „In anderen Ländern ist man da weiter“, sagt sie. Auch Belas ersten Schultag fand sie etwas trist: Bela war nur eins von zwei Kindern, die neu dazugekommen sind. „Eine einsame Angelegenheit war das, auch wenn sich die Lehrerinnen und Erzieherinnen sehr viel Mühe gegeben haben, den Einstieg schön zu gestalten.“ Bela aber, das räumt Anne Baum ein, hat sich offenbar von der ersten Sekunde an wohl gefühlt, und auch jetzt geht er gerne zur Schule und freut sich täglich, seine neu gewonnenen Freunde zu sehen. ►

„Viel anders als in anderen Familien ist es bei uns nicht – und häufig beschert uns Bela großartige Erlebnisse.“

Dass ihr Kind das Down-Syndrom haben würde, erfuhr Anne Baum in der 30. Schwangerschaftswoche. Ahnen könnte sie es schon früher. Bereits bei den Ultraschalluntersuchungen einige Wochen vorher gab es Hinweise auf eine mögliche Trisomie 21: die etwas kurzen Oberschenkelknochen, das verkürzte Nasenbein. Eine Fruchtwasser- und weitere Untersuchungen, um Gewissheit zu haben, lehnte sie jedoch ab: „Eine Fruchtwasseruntersuchung ist nicht risikolos für das ungeborene Kind – und geändert hätte sie auch nichts: Mein Mann und ich waren uns einig, dass wir jedes Kind bekommen würden.“

Dass Bela lachen, lernen, spielen – leben! – darf, ist nicht selbstverständlich. Mit der fortschreitenden Entwicklung der Früherkennungsmöglichkeiten ist die Zahl der mit Trisomie 21 geborenen Kinder deutlich gesunken. Die

Abtreibungsrate bei der Diagnose Down-Syndrom liegt in Deutschland bei 90 Prozent. In Dänemark wurden 2015 nur 31 Kinder mit Behinderung geboren, in Island praktisch keins mehr. Schwangere lassen die Nackenfalten des Ungeborenen messen und ihr Blut untersuchen, um mögliche Chromosomenanomalien zu bemerken. Wird eine Trisomie 21 vermutet, folgen weitere Tests, die den Eltern von gesunden Kindern Sicherheit geben. 2016 zog eine Mutter sogar vor Gericht, weil Ärzte eine Behinderung nicht pränatal diagnostiziert hatten. Dass hier auch Fehldiagnosen möglich sind und nach einem entsprechenden Befund Kinder ohne jede Behinderung geboren wurden, wird oft verschwiegen.

Anne Baum fehlt für diese Entwicklung jedes Verständnis. „Ich kann doch niemandem das Recht zu leben absprechen!“ Und wie es lebt, das Nesthäkchen der Baums: Bela lacht viel, kuschelt gern – allerdings nur mit Menschen, die ihm nahe stehen – er springt



stundenlang auf dem Trampolin im Garten und liebt es, baden zu gehen. Ein besonders enges Verhältnis haben auch Bela und seine 14-jährige Schwester Lotta. Wenn sie auf Klassenreise geht, verlangt sie beim Anruf nach Hause vor allem nach Bela: Ohne ihn geht nichts bei ihr.

Auch wenn eine Abtreibung keine Option gewesen wäre – das Herz ist Anne Baum freilich auch in die Hose gerutscht, wie sie sagt, als sie die Diagnose Down-Syndrom erhielt. Sie hat auch geweint und viel überlegt, wie es werden würde.



Was genau ist Trisomie 21?

Trisomie 21 ist eine genetische Besonderheit. In der Regel enthält jede menschliche Körperzelle 23 Chromosomen in zweifacher Ausführung, also 46. Menschen mit Down-Syndrom (benannt nach dem Entdecker) besitzen 47 Chromosomen – das Chromosom 21 ist bei ihnen dreimal im Erbgut zu finden, was die Entwicklung und die körperliche Gesundheit beeinträchtigen kann. Wie stark, das lässt sich nicht vorhersehen. Manche Menschen mit Down-Syndrom sind auf viel Hilfe angewiesen, manche leben sehr selbstständig. Während der NS-Zeit galt das Leben von Menschen mit Down-Syndrom als „unwert“, sie wurden aus Gründen der „Rassenhygiene“ ermordet.

Das Risiko einer Trisomie 21 steigt mit dem Alter der Mutter (ab 35 Jahre). Bei einer 30-jährigen





durchmachen müssen, gab es bei ihm vor allem endlos viele Glückwunschkarten. Pflegeleicht war er noch dazu: Bereits nach sechs Wochen schlief er durch. Therapietermine mussten die Baums dennoch mit ihm wahrnehmen, um an Belas geringer Muskelspannung zu arbeiten und um ihn durch Ergotherapie und Logopädie zu fördern. „Das nahm uns viel Freiraum“, sagt Anne Baum. „Andererseits: Viele Eltern verpflichteten sich auch zu Peking und Krabbelgruppen und sind dadurch auch sehr eingespannt.“

Sie ist sich sicher: Viel anders als in anderen Familien ist es nicht bei ihnen – und häufig beschert ihnen Bela großartige Erlebnisse. Wie neulich mit der Kellnerin im Kroatienurlaub, die fragte, ob sie Bela mal drücken dürfe, weil er so süß sei. Bela erlaubte es, und als die Dame ihn am Schluss fragte: Was magst du am liebsten? – da sagte er: „Dich!“

Doch ja, traurige Erlebnisse gibt es auch. Wie damals, als eine Mutter auf dem Spielplatz ihr Kind nicht mit Bela spielen lassen wollte. Schmerzhaft für die Baums war auch, dass eine Freundschaft auf eine harte Probe gestellt wurde:

Obwohl der Freund der Familie Bela kannte, hatte er Pränataldiagnostik und Abtreibungen unter gewissen Umständen „zum Wohle des Kindes“ verteidigt. Das konnten und wollten sich die Baums nicht anhören. In diesem Punkt sind sie dankbar für die klare Haltung der Kirche zum Thema Abtreibung und dass sie den Schutz des Lebens in den Mittelpunkt stellt.

Welchen Weg Bela gehen wird und was er einmal beruflich machen kann, weiß natürlich noch niemand. Dass Bela irgendwann, wenn seine Eltern alt sind, fremde Hilfe braucht, gefällt Anne Baum nicht. Sie hat Sorge, dass er sich leicht von anderen manipulieren lassen könnte. Dass er vermutlich eher kein Abitur machen wird, wie seine Schwester Lilly, das findet sie nicht weiter schlimm. „Um Leistung ging es mir auch bei meinen anderen beiden Kindern nie“, sagt Anne Baum. „Sie finden hoffentlich den Weg, der sie glücklich macht.“

Der Abendbrottisch ist inzwischen abgeräumt, das Geschirr in der Spülmaschine. Nur noch ein paar Krümel sind auf der Tischplatte liegen geblieben. Bela pickt sie mit seinen Fingern auf, um sie gleich in den Mülleimer zu befördern. „Fertig!“, ruft Bela. Er lacht. Seine Mutter auch. ●

„Mein Mann und ich waren uns einig, dass wir jedes Kind bekommen würden.“

„Nach einer Woche aber war das Thema Trisomie durch für mich, groß diskutiert haben es mein Mann und ich nicht.“ Es ging vielmehr darum, ob das Kind einen Herzfehler oder andere körperliche Einschränkungen haben oder ob es gesund zur Welt kommen würde. Freunde und Familienmitglieder habe sie bewusst vor der Geburt schon über das Down-Syndrom informiert, damit die Nachricht vom Tisch ist.

Zum Glück: Bela kam ohne körperliche Einschränkung auf die Welt. Statt OPs, wie sie häufig andere Kinder mit Down-Syndrom

Schwangeren liegt die Wahrscheinlichkeit bei 1:200 bis 1:1000. Statistisch hat eins von 600 bis 800 Neugeborenen das Down-Syndrom. 30.000 bis 50.000 Menschen mit Down-Syndrom im Alter bis über 60 Jahren leben in Deutschland. In einer amerikanischen Studie gaben 99 Prozent der Menschen mit Down-Syndrom im Alter zwischen 12 und 51 Jahren an, ein glückliches und erfülltes Leben zu führen. 99 Prozent der Eltern und 96 Prozent der Geschwister sagten, dass sie ihr Kind bzw. ihre Geschwister lieben.

Die Caritas im Erzbistum Bamberg bietet in sieben Städten Beratungsstellen für Schwangerschaftsfragen an.



Beratungsstellen finden Sie unter: www.caritas-bamberg.de
› Angebote › Für Frauen › Katholische Beratungsstelle für Schwangerschaftsfragen





Im Interview

SCHAUSPIELERIN ELI WASSERSCHIED

Tatort Domburg

Die Schauspielerin Eli Wasserscheid erzählt im Interview über ihre ersten Glaubenserfahrungen in ihrer Heimat Bamberg, ob man als „Tatort“-Kommissarin anders über das Sterben denkt und was Krimis schauen mit Schokolade zu tun hat.

Der Name Eli klingt erstmal sehr biblisch. Es gibt den Priester Eli im Alten Testament, oder als Kurzform von Elija ...

... aber er ist einfach nur die Abkürzung von Elisabeth. Dieser Spitzname ist schon im Kindergarten entstanden und wurde irgendwann so dominant, dass mich keiner mehr als Elisabeth kannte. Weil ich nicht mit zwei Namen leben, sondern „meine Kraft bündeln“ wollte, habe ich dann entschieden, mich auch als Schauspielerin Eli zu nennen.

Wir sitzen hier im Rosengarten neben dem Domplatz. Welche Erinnerungen verbinden Sie als Bambergerin mit dem Domburg?

Mir fällt sofort das Heinrichsfest ein, das ich als Kind immer sehr geliebt habe. Das katholische

Mädchen in mir, das hier aufgewachsen ist und den Glauben aktiv erlebt hat, erinnert sich auch an die Fronleichnamsprozession, all die vielen Menschen und die rausgeputzte Stadt mit den weiß-gelben Fahnen. Zwei meiner Schwestern haben in der Mädchenkantorei gesungen. Und ich habe die Kirchenmusik in den festlichen Gottesdiensten immer sehr gemocht und tue es noch. Dann der Dom als Bauwerk: Er hat so etwas Edles und Schlichtes, fast Filigranes. Dieses ganze Ensemble am Domburg ist einfach unglaublich beeindruckend. Ich erinnere mich, dass wir an manchen Abenden gegenüber vom Dom mit unseren Eltern und einer Weinflasche auf den Stufen gesessen haben, die Wärme des Tages unterm Hintern hatten und einfach den Platz genossen haben.

Ihr Vater war Religionslehrer am Clavius-Gymnasium, Ihre Mutter im Diözesanfamilienrat und im Pfarrgemeinderat St. Martin engagiert. Hat das kirchliche Leben die Familie geprägt?

Ja, schon. Der Gottesdienst gehörte selbstverständlich dazu, und ich habe das als Kind auch nie in Frage gestellt. In St. Martin waren wir in einem Familienkreis mit sieben Familien und dementsprechend vielen Kindern, den es bis heute gibt und der vor kurzem 40. Jubiläum gefeiert hat. Nach dem Gottesdienst gab es immer Eis – was für ein Kind nicht unbedeutend ist. Man war einfach eingebunden und hatte das Gefühl, man trifft hier Freunde. Später in der Oberen Pfarre habe ich sehr beeindruckende, emotionale und kraftvolle Gottesdienste erlebt, dank dem damaligen Priester Pater Titus. Ich erinnere mich noch genau, wie die Ministranten bei „Großer Gott, wir loben dich“ durchgeklingelt haben oder wie in der Christmette die Lichter ausgingen und nur noch die Weihnachtsbäume leuchteten. Das waren einfach große Momente.

Was haben Sie von dem, was Sie in der Kindheit im Glauben erlebt haben, ins Erwachsenenleben mitgenommen?

Ich habe zu Hause einen Glauben mitbekommen, in dem es immer um einen liebenden Gott ging, wo die Texte der Bibel ausgelegt und nicht wortwörtlich verstanden wurden. Es ging um die Liebe als Kernantwort des Glaubens. Die innere Verbundenheit zum Glauben ist immer noch da und prägt mich auch. Aber ich bin heute mehr mit dem Glauben verbunden als mit der Kirche. Ich finde es gut, wie sich die Kirche zum Beispiel zur Flüchtlingsfrage positioniert oder wie Kardinal Marx auf die Kreuzfixe in bayerischen Amtsstuben reagiert hat. Aber es gibt auch Punkte, wo ich sehr irritiert und befremdet bin. Ich merke, dass ich mir die Gottesdienste und die Priester, zu denen ich gehe, bewusst aussuche. In Bamberg ist das Hans Lyer, den ich für seine Authentizität schätze, und in München, wo ich wohne, Pfarrer Rainer Maria Schießler.

Als TV-Kommissarin haben Sie viel mit Mord und Leichen zu tun. Verändert das die Einstellung zu Tod und Sterben?

Der Tatort ist nur ein Teil meines Schauspielerlebens, wir drehen einen Franken-Tatort im Jahr. Und neben der Arbeit vor der Kamera spiele ich auch viel Theater: Als Schauspielerin ist es meine Aufgabe, mich so in das Denken und Fühlen einer Rolle hineinzuversetzen, dass ich die Gründe für ihr Handeln verstehe, auch wenn sie etwas augenscheinlich „Böses“ tut. In ihrer Wahrnehmung glaubt die Figur ja, „richtig“ zu handeln. Diese anderen Denksysteme, Glaubenssätze und Logikketten kennenzulernen, erweitert meinen Blick auf das Leben generell. Darüber hinaus gibt es auch immer wieder den Moment, wo man sich von einer Rolle, mit der man länger unterwegs ist, in einer letzten Vorstellung bzw. nach einer „letzten Klappe“ verabschieden muss. Das kann



Filmausschnitt aus einem Franken-Tatort mit Eli Wasserscheid



Als Schauspielerin lerne ich andere Denksysteme, Glaubenssätze und Logikketten kennen. Das erweitert meinen Blick auf das Leben generell.“

schmerzhaft sein, manchmal wie das Weggehen eines guten Freundes. Ich glaube, dadurch habe ich im Laufe der Zeit gelernt, dass Dinge kommen und gehen und dass Loslassen dazugehört.

Mord gilt als die „himmel-schreiende Sünde“ schlechthin. Wie erklären Sie sich, dass das schlimmste Verbrechen im Krimi so salonfähig geworden ist?

Eine Kriminalgeschichte, die die großen Themen von Mord und Totschlag behandelt, erzählt von den ganzen Verwirrungen und Verstrickungen, die im menschlichen Umgang möglich sind. Es werden Türen geöffnet, in die Bereiche des menschlichen Miteinanders, die uns in der Realität verschlossen bleiben. Die Fiktion kann uns etwas beschreiben und dadurch erfahrbar machen, was wir sonst nicht oder übersehen. Hinzu kommt natürlich der Nervenkitzel, die Spannung, die „Spaß“ macht – und beim „Tatort“ das sehr reizvolle Konzept, in allen Regionen Deutschlands zu ermitteln, das sonntägliche Wiedersehen mit den vertrauten Kommissaren, die man scheinbar gut kennt. Das ist ein bisschen wie ein Stück gute Schokolade essen, die man gerne mag und die um 20.15 Uhr auf einen wartet. Wie lange das

noch gehen wird, dass es bei den Zuschauern fast eine Sucht nach Krimis gibt, werden wir sehen.

„Im traditionellen Krimi führt der Kommissar das aus, was Gott heute nicht mehr zu tun scheint, er bestraft die Bösen und verhilft den Guten zu ihrem Recht“, schreibt die Medienwissenschaftlerin und Theologin Elisabeth Hurth und spricht von der „Sehnsucht nach einer vom Kommissar herbeigeführten Rückkehr zu einer geordneten und sinnerfüllten Welt, die durch die böse Tat erschüttert wird“.

Ja, ich glaube, das steckt ganz tief in uns Menschen drin. Seit Kindertagen kennen wir doch die Sehnsucht danach, dass im Märchen das Gute siegt. Dabei finde ich aber auch Geschichten sehr reizvoll, bei denen unser Wunschenken unerfüllt oder der Ausgang offen bleibt. Das entspricht mitunter mehr der Realität und der Erfahrung, die wir im wirklichen Leben machen.

Können Sie sich vorstellen, dass ein Franken-Tatort auch mal am Domberg spielt?

Unbedingt! Die Kulisse lädt ja gerade dazu ein. Genug Geschichten gäbe es auch.

Schicksal Flucht

„JEDEN MENSCHEN IN SEINER *Würde* ACHTEN“



Die vielen Menschen, die aus den verschiedensten Gründen zu uns nach Deutschland fliehen, stellen uns vor viele Herausforderungen und Fragen. Die Kirche versucht, Antworten zu geben: Sie hat in Nürnberg die Stelle eines Flüchtlingsseelsorgers geschaffen. Sie begleitet muslimische Migranten, die Christen werden wollen, zur Taufe. Und sie hilft, in den Herkunftsländern Fluchtursachen zu bekämpfen.

Die folgenden Beiträge wurden von der „Leben“-Redaktion aufgezeichnet und zusammengefasst.



„Jeder Flüchtling hat ein Schicksal und eine Geschichte“

Pfarrer Andreas Müller (56)

Seit einem Jahr bin ich neben meiner Aufgabe als Pfarrvikar in Zirndorf und Oberasbach Seelsorger für Flüchtlinge und Migranten im Großraum Nürnberg. Mir ist es wichtig zu sagen: Es gibt nicht „die Flüchtlinge“. Wer von „Flüchtlingsströmen“ spricht, vergisst leicht, dass es Menschen sind, die alle ihr eigenes Schicksal, ihre eigene ganz persönliche Geschichte haben. Ich bin für sie ein Ansprechpartner und versuche, ihnen den Anfang hier zu erleichtern. Das ist nicht immer einfach, denn obwohl sie nach einer langen und gefährlichen Flucht eigentlich am Ziel angekommen sind, fühlen sie

sich oft nicht willkommen. Die negative Stimmung gegenüber Flüchtlingen wirkt bei ihnen wie ein schleichendes Gift. Noch schlimmer ist die Situation, wenn ein Asylbewerber einen Ablehnungsbescheid erhält und dadurch in eine Perspektivlosigkeit verfällt, viele bekommen auch Depressionen. Ich bereite manchmal Flüchtlinge auf Gespräche bei Behörden vor und begleite sie auch. Ich bereite auch Muslime, die Christen werden wollen, auf die Taufe vor. Bisher durfte ich rund 40 Muslime taufen, etwa die Hälfte davon waren Iraner. Manche von ihnen bringen dann auch andere Muslime mit in die Kirche

und erzählen von ihrem Glauben. Es ist sehr schön zu sehen, welche Früchte die Arbeit hier trägt.

In meiner früheren Tätigkeit war ich Pfarrer in St. Anton in Nürnberg, dies war schon immer eine Zuzugspfarrei: die Oberpfälzer und die katholischen Franken, die zum Arbeiten nach Nürnberg kamen, die Vertriebenen nach dem Krieg, dann die Gastarbeiter und Aussiedler und schließlich Menschen aus allen denkbaren Nationen. Als Kirche sind wir für alle Menschen da, egal welche Herkunft, Hautfarbe oder Religion sie haben. Wir müssen jeden Menschen ernst nehmen und in seiner Würde achten. ▶

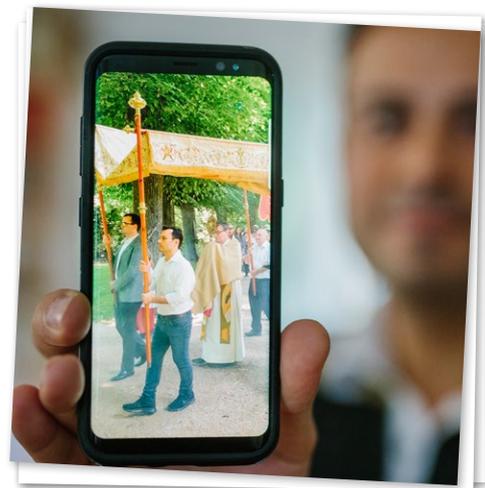
„Ich habe erfahren, dass Gott mich akzeptiert“

Alireza Khadadai Fard (33)

Es war Weihnachten 2013, als ich mich entschloss, alles aufzugeben und meine iranische Heimat zu verlassen. Meine Flucht dauerte anderthalb Jahre und führte mit Auto, Pferden und zu Fuß durch den Irak und die Türkei, wo wir mit sieben Freunden ein Boot kauften, um von Bodrum zur griechischen Insel Kos zu fahren. Der Motor ging kaputt, und wir mussten sechs Stunden lang rudern. Ich besaß nur ein T-Shirt und eine Hose. Mit einem Schiff ging es weiter bis Athen. Mit einer Gruppe von 50 Menschen in einem geschlossenen Transporter fuhren wir über Mazedonien und Serbien, also die Balkanroute, weiter nach Österreich, wo wir im August 2015 zu Fuß die Grenze nach Deutschland erreichten.

Ich war in verschiedenen Unterkünften in Bayern, jetzt lebe ich in Ansbach in einer Flüchtlingseinrichtung mit Iranern, Kurden und Afrikanern. Die Leute dort

nennen mich „Doc“, denn ich bin ausgebildeter Arzt. Man hat dort abends viel Zeit, miteinander zu reden und zu diskutieren. Wir sprachen auch über Gott. Ich komme aus einer streng muslimischen Familie, ich selbst war aber nie ein sehr frommer Muslim. Ich war zwar immer überzeugt, dass es Gott gibt. Aber ich glaubte, dass er mich hasste. Ich fragte mich: „Was tut Gott für mich? Welche Rolle spielt er in meinem Leben, wenn er allmächtig ist und mir nicht hilft?“ Ich hatte das Gefühl, an eine Tür zu klopfen, ohne dass jemand öffnet. Ein Freund, der Christ geworden war, sagte dann zu mir: „Vielleicht hast du an die falsche Tür geklopft.“ Er nahm mich mit in die Kirche, ich lernte dort Pfarrer Hans Kern kennen, der mir vom Christentum erzählt hat. Ich habe erfahren, dass Gott mich so akzeptiert, wie ich bin. Mit all meinen Fehlern. Und er vergibt mir. Dieser Blick hat



mein Leben verändert. Gott ist mir wichtig, denn ich weiß, dass ich ihm wichtig bin.

Leider habe ich auch muslimische Freunde verloren, die nicht mehr mit mir sprechen. Jetzt bin ich ein getaufter Christ. Und ich möchte der Kirche etwas zurückgeben: Wenn am Sonntag in St. Ludwig in Ansbach kein Mesner da ist, übernehme ich den Dienst. Im Winter räume ich Schnee, und bei der Fronleichnamsprozession war ich einer der Himmelsträger. Ich habe auch schon zwei muslimische Freunde mit in die Kirche gebracht.

Derzeit warte ich auf den endgültigen Entscheid über meinen Asylantrag. Ich hoffe, dass das Gefühl, immer nur ein Gast zu sein, mal zu Ende ist. Ich würde gerne arbeiten, gerne auch als Altenpflegehelfer, dafür brauche ich als erfahrener Arzt keine zusätzliche Ausbildung. Mein größter Traum ist es, in Deutschland als Assistenzarzt an einer Klinik zu arbeiten, am liebsten als Radiologe oder Neurochirurg. Die Kirche hat mir sehr geholfen, ich bin ihr dankbar.

▶ Alireza Fard im Interview über Heimat, Gott und Stationen seiner Flucht:



„Es kann nicht jeder bleiben“

Erzbischof Ludwig Schick (69)



Als Weltkirche-Bischof der Deutschen Bischofskonferenz bin ich viel in den Ländern unterwegs, aus denen Menschen zu uns fliehen. Es muss unser oberstes Ziel sein, die Fluchtursachen zu bekämpfen und Geflohenen eine sichere Rückkehr in ihre Heimat zu ermöglichen, wozu auch die Schaffung von Zukunftsperspektiven gehört. Ich habe bei meiner letzten Reise in den Irak zugesagt, dass das Erzbistum Bamberg den Wiederaufbau eines von Islamisten zerstörten Kindergartens finanziert, dafür stellen wir 200.000 bis 300.000 Euro bereit. Dabei arbeiten wir mit den katholischen Hilfswerken Caritas, Misereor, Missio und dem Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ sowie dem Erzbistum Köln zusammen, die sich ebenfalls für den Wiederaufbau des Irak einsetzen. Gemeinsam sollen 180 Häuser, vier Schulen und der genannte

Kindergarten wieder aufgebaut werden. Mehrere hundert Menschen erhalten psychosoziale Unterstützung, um ihre Traumata nach der Vertreibung durch die IS-Terrormiliz zu überwinden. Insgesamt bringen wir gemeinsam dafür 1,7 Millionen Euro auf. Über meine Stiftung „Brot für alle Menschen“ habe ich im letzten Jahr 140.000 Euro für landwirtschaftliche Projekte in mehreren Ländern Afrikas zur Verfügung gestellt. Dadurch bekommen vor allem arbeitslose Jugendliche eine Beschäftigung sowie eine Perspektive für ihr Leben und können sich und andere ernähren. Auch dies trägt zur Minimierung von Fluchtursachen bei.

Es muss klar sein, dass nicht alle Flüchtlinge, die nach Europa kommen, bleiben können. Über Bleiberecht und Abschiebung müssen Recht und Gesetz entscheiden. Wer nicht bleiben kann, soll auf humane Weise zurückgebracht werden. Mit allen Flüchtlingen, egal ob sie bleiben können oder nicht, müssen wir mit Barmherzigkeit und Nächstenliebe umgehen. Die Menschenrechte und die Genfer Flüchtlingskonvention gelten überall und für alle Menschen, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe und Religion. ●

Spenden für die Stiftung „Brot für alle Menschen“ sind möglich unter DE68 7509 0300 0009 0577 30 bei der LIGA Bank.



Das Angebot der Caritas

Im Erzbistum Bamberg sind 12 der 14 Stadt- und Kreis-Caritasverbände in der Flüchtlingsberatung aktiv. Die Beraterinnen und Berater organisieren individuelle Hilfen und begleiten die Flüchtlinge im Asylverfahren. Die Beratung erfolgt zum Teil in den Unterkünften. Aufgrund der hohen Flüchtlingszahlen wurde die Arbeit stark ausgebaut. Eine weitere Aufgabe ist die Begleitung der Ehrenamtlichen. Die Caritas Neustadt/Aisch-Bad Windsheim z. B. hat über ihr Freiwilligenzentrum das bundesweit beachtete Netzwerk „über Zaun und Grenze“ zur Unterstützung

von Flüchtlingsinitiativen geknüpft. Groß ist auch das Engagement für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Seit 2014 wurden die Plätze für junge Geflüchtete in den Wohngruppen katholischer Jugendhilfeeinrichtungen auf über 300 verzehnfacht; derzeit geht die Zahl wieder zurück. Darüber hinaus benötigen Flüchtlinge Unterstützung von vielen weiteren Diensten der Caritas: Beratungsstellen, Kindertagesstätten, Kleiderkammern, Lebensmittelausgaben. In der Schwangerschaftsberatung sind bis zu 10 Prozent der Klientinnen Asylbewerberinnen.



Beratungsstellen finden Sie unter:
www.caritas-bamberg.de

- › Angebote › Für Menschen aus dem Ausland
- › Beratungsstellen für Asylbewerber und Flüchtlinge

Vertrauen ist besser



Sie zelten eine Woche lang im Wald, treten gegeneinander an und machen Feuer. Dabei haben Pfadfinderinnen und Pfadfinder nicht nur eine Menge Spaß, sie finden auch zu sich selbst.

Constantin ruft: „Trau Dich!“
Anna spurtet los. Mit verbundenen Augen vertraut sie auf die anderen Pfadfinder, die sie durch den Parcours führen. Da sind Zeltschnüre, über die man stolpern könnte, Löcher im Boden, in denen man umknicken könnte, und dieses Schild. Anna läuft dagegen. Sie erschrickt, dann rennt sie weiter.

“ In der Natur lernt man am besten, wie wertvoll sie ist.“

Gestern hat es geregnet, der Boden ist noch feucht. Langsam löst die Sonne den Nebel auf. Anna nimmt die Augenbinde ab und lacht. Ihre Gruppe hat gewonnen, weil sie ihren Freunden vertraut hat. Dafür gibt es einen Stempel in der Kategorie Vertrauen – eine



der fünf Fertigkeiten, die sie an diesem Vormittag trainieren.

Gut 200 Kinder und Jugendliche aus Erlangen und Herzogenaurach verbringen beim Bezirkslager der Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG) eine Woche auf dem Zeltplatz Sauloch in der Nähe von Coburg. Als christliche Pfadfinder halten sie wenig von dem militärischen Drill mit Uniformen und Fahnen, wie er den Pfadfindern immer als Klischee anhaftet. Bei ihnen stehen die christlichen Werte im Mittelpunkt: Alle sind gleich, der eine achtet auf den anderen, und Konflikte löst man friedlich.

Darum ging es auch beim Gottesdienst zu Beginn des Zeltlagers mit Kurat Tobias Bienert, der als geistlicher Leiter des Diözesanverbandes der DPSG den Kindern und Jugendlichen mit seinen Worten aufzeigte, wie man die Spirale der Gewalt durchbrechen kann und vom Auge um Auge zur christlichen Nächstenliebe kommt.

„Wir wollen uns zu Erwachsenen entwickeln, die für das Richtige einstehen, auch wenn es mal schwierig wird“, sagt Moritz Kapitza. Seit mehr als 20 Jahren ist er Pfadfinder, beim Bezirkslager ist er der Orga-Chef. Mehr als 18 Monate lang hat der 29-Jährige



Moritz Kapitza war die Reihen abgeschritten und hatte alle von eins bis zwanzig abgezählt. Anna und Constantin hatten beide die Eins bekommen. Dann hatten sie sich erstmal gegenseitig vorgestellt: wie sie heißen, wo sie genau herkommen und wie sie sich heute morgen fühlen.

Constantin, Anna und ihre Gruppe sind an der nächsten Station angekommen. Beim Baumstämme-Weitwurf wollen sie ihre Stärke beweisen. Doch die andere Gruppe ist besser. Diesmal gibt es keinen Stempel. Aber die sechs lassen den Kopf nicht hängen. „Dann holen wir uns eben noch ein paar Stempel für Intelligenz“, sagt Constantin. Sie sind schon ein richtiges Team, obwohl sie vorher noch nie etwas zusammen gemacht haben.

aus Tennenlohe zusammen mit den anderen Leitern das Zeltlager vorbereitet. Jetzt läuft er über das Gelände und erzählt davon, wie das Pfadfindersein ihm dabei hilft, den richtigen Weg im Leben zu finden.

„Ich habe alle Schulformen durch“, sagt er und lacht. „Ich war auf der Hauptschule, habe später mein Abi nachgemacht und jetzt studiere ich Umwelttechnik an der Ostbayerischen Technischen Hochschule Erlangen.“ Bei Zeltlagern und Wanderungen habe er immer wieder sein Leben hinterfragt. Nach seiner Lehre zum Kfz-Mechatroniker sei ihm dabei auch bewusst geworden, dass er etwas Sinnvolleres in seinem Leben machen will als Autos zu reparieren. Während eines Freiwilligen Sozialen Jahres ist er Krankenwagen gefahren. Heute finanziert er mit einer 25-Prozent-Stelle als Rettungssanitäter sein Studium.

Um 10 Uhr hatten sich alle Pfadfinder unter 20 Jahren dem Alter nach in einer Reihe aufgestellt.

Wegwerfeller aus Papp, nirgends liegt Plastik im Wald, der Müll wird sauber getrennt. Die Schöpfung zu bewahren, ist einer der zentralen Werte der Pfadfinder. „Wenn man regelmäßig in der Natur ist, lernt man auch, wie wertvoll sie ist“, sagt Moritz Kapitza. „Mir ist der Umweltschutz immer wichtiger geworden. Deshalb will ich mir das auch zur Lebensaufgabe machen.“

„Als Pfadfinder lernt man soziale Kompetenz.“

Die Schlange am Küchenzelt ist lang. Aber keiner drängelt. Alle warten geduldig, bis sie dran sind. „Als Pfadfinder lernt man eben soziale Kompetenz“, sagt der 19-jährige Constantin. „Wenn man zusammen draußen ist und es ist mal nass oder kalt oder ungemütlich, dann schweißst das zusammen.“ Aber ist man da nicht auch mal gereizt und wird pampig? „Klar“, sagt Constantin. „Aber auch streiten will gelernt sein.“ Und dass man aufeinander vertraut, auch wenn mal etwas schiefeht. So wie Anna.

Der Wettbewerb nähert sich langsam dem Ende. Constantin, Anna und die anderen messen sich zwischen Birken und Kiefern mit einer anderen Gruppe. Ein Leiter liest Rätsel vor. Die Gruppe, die es als erstes löst, bekommt einen Stempel. Mal weiß Constantin, der Älteste in der Gruppe, die richtige Antwort, mal Flo, der Jüngste im Team. Dann ist es Zeit fürs Mittagessen.

Die Pfadfinder holen ihre Teller, ihr Besteck und ihre Trinkflaschen. Hier gibt es keine

Mehr Informationen über die Georgspfadfinder im Erzbistum Bamberg gibt es beim DPSG-Diözesanverband unter Tel: 0911 / 262716, per Mail unter buero@dpsg-bamberg.de oder auf www.dpsg-bamberg.de.





„Frieden ist möglich“

Jeder der sagt:
ich will meine Ruhe
lasst mich in Frieden
ich halte mich heraus
was geht das mich an
ist nicht für den Frieden.

Wer Frieden will
braucht andere Vokabeln
sie heißen:
einsetzen, ändern, erneuern
miteinander, füreinander, vorwärts,
Menschheit, Welt, Zukunft.

Friede ist
nicht Konfliktlosigkeit
nicht Friedhofsruhe
nicht Seelenfriede
nicht Paradies
nicht Nicht-Krieg

Er ist
Werk der Gerechtigkeit
Tat der Liebe
Ereignis der Menschlichkeit.

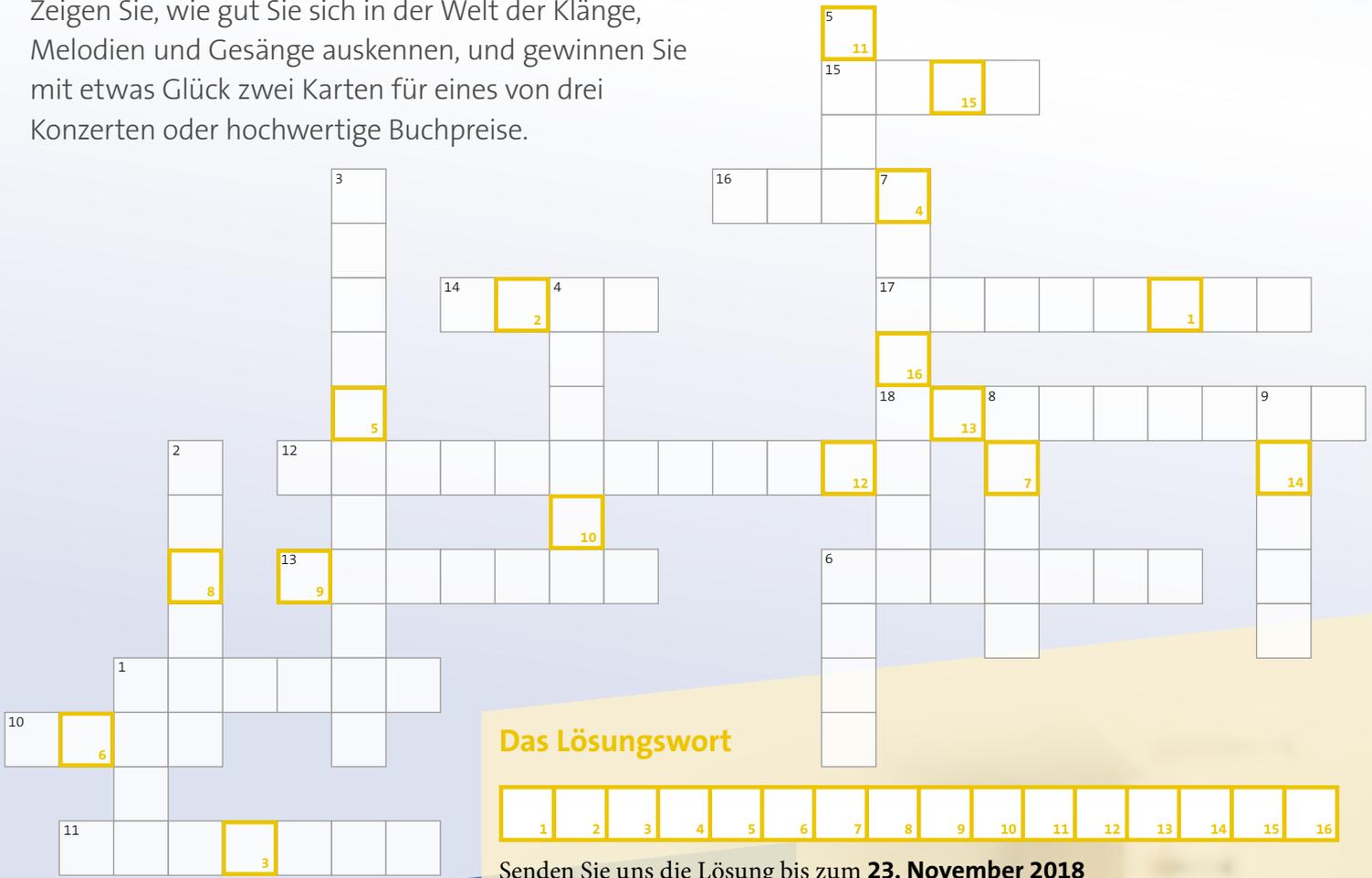
Es gibt
keinen Weg zum Frieden
der Friede ist der Weg
Selig, die
Frieden stiften

(Alois Berner)

Rätsel

Glaubensklänge

Zeigen Sie, wie gut Sie sich in der Welt der Klänge, Melodien und Gesänge auskennen, und gewinnen Sie mit etwas Glück zwei Karten für eines von drei Konzerten oder hochwertige Buchpreise.



Das Lösungswort



Senden Sie uns die Lösung bis zum **23. November 2018** an leben@erzbistum-bamberg.de oder per Post an Redaktion „Leben“, Domplatz 2, 96049 Bamberg.

Ihr Gewinn

Sie haben die Chance auf den Gewinn von zwei Karten für entweder ein Konzert der A-Capella-Band „Viva Voce“ am 6. Dezember um 19.30 Uhr in der Coburger Moritzkirche, fränkisch-christliche Lieder mit Wolfgang Buck am 8. Dezember um 20 Uhr in der Erlanger Kulturbühne „fifty-fifty“ oder ein Orgelkonzert der besonderen Art mit Cameron Carpenter am 23. Dezember um 17 Uhr in der Bamberger Konzerthalle. Geben Sie bitte Ihre Präferenz an. Zusätzlich gibt es hochwertige Buchpreise zu gewinnen.



1. „Weiches“ Tongeschlecht (senkrecht) / Musikgenie und Namensgeber einer Pralinenkreation (waagrecht)
2. Vorsänger oder Chorleiter im Gottesdienst
3. Lateinisch für Kirchenmusik
4. Einstimmiger Gesang der kirchlichen Gemeinden, die sich in den ersten Jahrhunderten nach Christus bildeten
5. Grafisches Zeichen zur schriftlichen Aufzeichnung eines Tones
6. Gesangl Einzeldarbietung (senkrecht) / Abschnitt eines Liedes (waagrecht)
7. Leiter eines Chors oder Orchesters
8. Hohe Gesangs-Stimmelage bei Männern
9. Oft in der Liturgie eingesetztes Tasteninstrument.
10. Gemeinschaft von Singenden, in der jede Stimme mehrfach besetzt ist.
11. Tasteninstrument und Körperteil von Engeln.
12. Magisches Blasinstrument und Oper
13. Bet- und Gottesdienstraum oder Musikerensemble
14. Fließgewässer und bekannter Komponist
15. Musikalische Theatergattung
16. Melodisches, gesungenes Gedicht
17. Wiederkehrender, oft schwungvoller melodischer Fluss
18. Katholisches Gebet- und Gesangbuch

Konstanten im Wandel

Im Alltag von Pfarrsekretärinnen und Pfarrsekretären geht es um mehr als Akten sortieren und Gottesdienstordnungen schreiben. Sie sind oft erster Ansprechpartner vor Ort und verstehen sich als Markenbotschafter ihrer Pfarrei. Wir haben mit drei Pfarrsekretärinnen darüber gesprochen, was ihren Beruf ausmacht, warum er ständig im Wandel ist und welche Veränderungen der anstehende Bistumsprozess „Erzbistum mitgestalten“ bringen wird.

Die Augen von Claudia Keller funkeln, als sie die Matrikelbücher ihrer Pfarrei Heilige Familie Münchberg aus dem Tresor holt. Bis 1896 reichen die Einträge darin zurück. Taufen, Trauungen und Todesfälle auf vergilbtem Papier. Ihre Matrikelbücher sind für die 47-jährige Pfarrsekretärin – abgesehen von der Bibel – die Bücher schlechthin. „Sie verbinden Tradition und Zukunft“, sagt Keller.

Tatsächlich: Wenn sie mit Füller und Tinte Eheschließungen oder Taufen in die ledergebundenen Register einträgt, wirkt es wie ein Relikt aus alten Tagen. Maus und Tastatur haben schließlich längst Einzug in das moderne Pfarrbüro in Münchberg gehalten.

Da aber Archivare wissen, dass kein Medium der Welt ein beschriebenes Blatt Papier ersetzt, werden die Matrikelbücher noch heute wie anno dazumal geführt – parallel zur Software-Variante.

Eine Metapher für den Wandel, der im Berufsfeld der Pfarrsekretärinnen und Pfarrsekretäre allgegenwärtig ist: Als Waltraud Kießling vor 25 Jahren in den Pfarreien St. Michael Marktzeuln und Mariä Himmelfahrt Hochstadt als Pfarrsekretärin angestellt wurde, gab es

dort einen ortsansässigen Pfarrer. „Um Entscheidungen abzuklären hat es da gereicht, einmal über den Hausflur zu huschen“, erinnert sich die 59-Jährige. Heute gehören die Pfarreien zu einem Seelsorgebereich. Der leitende Priester ist nicht immer zur Stelle. Das wirkt sich auch auf die Verwaltung aus. Kießling muss eigenständiger arbeiten als früher: „Ins Pfarrbüro kommen Leute mit verschiedensten Anliegen. Ich muss dann entscheiden, was ich selbst bearbeite und was ich an den Pfarrer weiterleite.“

Darüber ist Kießling nicht böse, denn der Kontakt mit Gemeindegliedern stellt für sie den Kern ihrer Arbeit dar: „In einem Vierteljahrhundert als Pfarrsekretärin haben sich Arbeitsweisen und





„ Wir Pfarrsekretärinnen sind Markenbotschafter der Kirche.“ – **Angela Weltz**



„ Arbeitsweisen ändern sich. Aber das Wichtigste bleibt der Umgang mit Menschen.“

– **Waltraud Kießling**

„ Im Pfarrbüro trifft immer wieder Tradition auf Zukunft.“ – **Claudia Keller**

Zuständigkeiten verändert. Der Umgang mit Menschen war jedoch schon immer das Wichtigste“. Diese Begegnungen möglichst angenehm zu gestalten, ist den Verwaltungskräften eine Herzensangelegenheit. Angela Weltz, seit elf Jahren Pfarrsekretärin in St. Marien Coburg und St. Marien Bad Rodach, weiß: „Wenn jemand schlechte Erfahrungen im Pfarrbüro macht, dann hat das Auswirkungen auf sein ganzes Verhältnis zur Kirche.“ Deswegen versteht sie ihren Berufsstand als Markenbotschafter – als Gesicht der Kirche vor Ort.

Diese Nähe zu wahren, darin sieht die 55-Jährige die größte Herausforderung im Bistumsprozess „Erzbistum mitgestalten“. Der wird bis Ende 2019 neue Seelsorgebereiche bringen – und damit auch räumliche Veränderungen hinsichtlich der Pfarrbüros. Als Vorsitzende des Berufsverbands der Pfarrsekretärinnen und Pfarrsekretäre, der seit 20 Jahren besteht, wird Weltz in

den Planungsprozess der Umstrukturierung mit eingebunden. Mögliches Zukunftsmodell: Ein „gemeinsames Pfarrbüro“ für jeden Seelsorgebereich.

„Zentrale Verwaltung bedeutet jedoch nicht, dass die Präsenz vor Ort ganz aufgegeben wird“, versichert Heinrich Hohl, Leiter der Stabsstelle Diözesane Entwicklung im Erzbistum Bamberg. Es seien ergänzende Kontaktbüros in den Einzugsgebieten der Seelsorgebereiche geplant. Um ihre Arbeitsplätze müssen die Pfarrsekretärinnen und Pfarrsekretäre jedenfalls nicht bangen: „Es wird kein ‚Eindampfen‘ von Verwaltungspersonal geben – vielmehr sollen sogar Arbeitsstellen in den Büros hinzukommen, um die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu entlasten“, sagt Hohl.

Trotz Umbruchstimmung lassen diese Worte Optimismus aufkommen. Waltraud Kießling blickt dem Bistumsprozess jedenfalls gelassen entgegen: „Wandel hat es

bei uns ständig gegeben. Bis jetzt haben wir es immer geschafft, die neuen Herausforderungen zu meistern.“ Sie und ihre Kolleginnen sehen vor allem Chancen, die sich ergeben. Bessere Vernetzung untereinander, Spezialisierungsmöglichkeiten, Urlaubsvertretungen, längere Öffnungszeiten – für Kießling, Keller und Weltz große Pluspunkte der geplanten zentralen Verwaltungsbüros.

Für die Berufsgruppe der Pfarrsekretärinnen und Pfarrsekretäre sind die Veränderungen, die „Erzbistum mitgestalten“ anstößt, letztendlich nur ein weiterer Umschwung in einer Reihe von vielen. Zwei Konstanten aber werden immer bleiben – da ist sich Claudia Keller sicher: Ihre geliebten Matrikelbücher und die Gewissheit, als Pfarrsekretärin am richtigen Platz zu sitzen, wenn sie Menschen weiterhelfen kann.

Sehen Sie ein Video der drei Pfarrsekretärinnen im Gespräch unter:



„Einfach da sein und zusammen aushalten“

Zuhören, da sein und Nähe vermitteln in den letzten Augenblicken des Lebens. Monika Schauer ist ehrenamtliche Sterbebegleiterin im Hospizverein Bamberg.

An einer Bürotür klebt ein kleiner gelber Smiley. Auch Monika Schauer lächelt, als sie die Tür in den Räumen des Bamberger Hospizvereins öffnet. Seit zehn Jahren arbeitet die 68-Jährige hier ehrenamtlich. Durch Zufall ist sie damals auf den Verein aufmerksam geworden. „Der Mann einer Freundin lag auf der Palliativstation, und ich habe ihn oft besucht“, erzählt sie. „Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich mich hier wohlfühle. Es nimmt sich jeder viel Zeit.“ Die gelernte Arzthelferin absolvierte eine Ausbildung zur Sterbebegleiterin. Seit dem Ruhestand findet sie mehr Zeit für ihre Arbeit im Verein und die Menschen, die es zu begleiten gilt.

Zum Beispiel den 60-Jährigen, der an Lungenkrebs litt – und der als erstes die Frage nach einem „Giftbecher“ stellte, wie es ihn in der Schweiz gebe. Nein, einen

Giftbecher gebe es nicht, machte sie ihm klar. Aber sie könne ihn auf seinem Weg begleiten. Von Sterbehilfe sprach er danach nie wieder. Monika Schauer hat ihn im folgenden Jahr vielfältig begleitet und unterstützt. „Vom Arzt wollte er wissen, wie lange er noch zu leben habe. Ob es sich lohne, ein neues Auto zu kaufen. Der Arzt wusste es nicht genau. Ich habe dem Mann geraten, sich gleich ein Auto zu kaufen“, erzählt Monika Schauer. Das habe er getan und sei auf einer Spritztour im neuen Wagen noch einmal aufgeblüht.

Eines Tages spürte er, dass es zu Ende ging. Er kam auf die Palliativstation. Sein Zustand hatte sich dramatisch verschlechtert. Monika Schauer war für ihn da. An einem Abend saß sie im Dunkeln an seinem Bett. „Auf einmal hat er sich bei mir für alles bedankt und gesagt, dass er möchte, dass ich jetzt rausgehe. Er wollte allein sterben“, schildert sie. In dieser Nacht ist er gestorben. Es sei ihr schwer gefallen zu gehen, erinnert sich Schauer. „Aber es geht um die Wünsche des Sterbenden, ich muss mich da zurücknehmen.“

Ehrenamtlich wirken im Hospizverein, das bedeutet für Monika Schauer, neben anfallender Büroarbeit, vor allem Sterbende und deren Angehörige in Zeiten des Abschieds zu begleiten. Sie fährt in Seniorenheime, besucht Schwerstkranke und ihre Familien zu Hause oder verbringt Zeit mit den Patienten auf der Palliativstation.

Die Palliativstation der Sozialstiftung Bamberg strahlt in vielen bunten Farben. An den Wänden hängen Ölbilder, überall stehen grüne Pflanzen. Hinter hellbraunen, verschlossenen Türen befinden sich zwölf Patientenzimmer. Am Ende eines Ganges hängen eingerahmte Bilder: Malereien der Patienten. Handabdrücke, Blumen, der Himmel. Unter dem Bild von einem farbigen Regenbogen steht der Name seiner Künstlerin. Frau A., 60 Jahre, Brustkrebs.

Das meditative Herzstück der Station ist ein dreieckig geschnittener Raum der Stille. Hier können Angehörige, egal welcher Religion, für ihre Verstorbenen beten oder einfach nur da sein und sich an die Verstorbenen erinnern. Für

jeden Verstorbenen der Palliativstation ist in einem Gedenkbuch eine Seite reserviert für Andenken, Bilder und Erinnerungen. Oft tragen Angehörige ihre Worte ein, doch wenn dies nicht möglich ist, übernimmt das eine Mitarbeiterin des Hospizvereins.

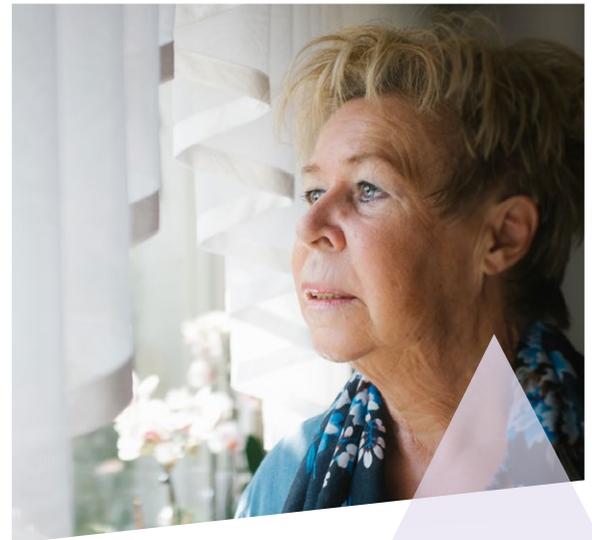
In einer Schale links im Raum liegen verwelkte Rosenblätter. Jeder Verstorbene bekommt eine Rose auf die Brust gelegt, die anschließend in den Raum der Stille gebracht wird. Neben der Schale stehen, in einer Reihe angeordnet, weiße Kerzen. „Immer wenn jemand stirbt, zünden wir eine Kerze an“, erklärt Monika Schauer. Heute brennt eine Kerze.

Nicht alle Patienten sterben auf der Palliativstation. Einige sind nur ein paar Tage dort, um ihre Schmerzbehandlung einstellen zu lassen. Gemeinsam ist allen die neue, unbekannte Situation auf der Station. Monika Schauer will etwas von dem Unbehagen abnehmen. Sie kennt die Strukturen und spürt, wenn Patienten Redebedarf haben oder schweigen

wollen. „Es passiert viel im Stillen.“ Oft sei es schon tröstlich, einfach zu wissen, dass jemand da ist.

Eine ältere Dame, die auf der Palliativstation lag, habe immer von ihrer Lieblingshenne erzählt. Irgendwann hat die Familie die Henne dann einfach mal mitgebracht. „Ihre Augen haben geleuchtet“, beschreibt Monika Schauer. Ein ehemaliger Pilot durfte noch einmal fliegen. Nach seinem Tod habe man einen rührenden Dankesbrief gefunden. Manchmal sind es auch ganz kleine Wünsche, die erfüllt werden. „Ich habe einmal für eine alte Frau Rührei gekocht. Das hat sie sich so sehr gewünscht“, erzählt Schauer. „Das hat sie an die Zeit erinnert, als sie für ihren verstorbenen Ehemann zum Frühstück Rührei mit Zwiebeln gebraten hat. Sie hat zwar nur eine Gabel voll gegessen, aber es ging ja nicht um das Essen, sondern um die schöne Erinnerung.“

Manchmal, sagt Schauer, werde sie von Sterbenden gefragt,



Die 68-jährige Monika Schauer ist seit vielen Jahren ehrenamtlich tätig.

warum es ausgerechnet sie treffe. Dann habe sie zwar keine Antwort, wisse aber, dass es gut sei, einfach da zu sein. „Je mehr ich miterlebe, wie schnell das Leben zu Ende sein kann, desto mehr schätze ich all die kleinen, schönen Momente im Leben. Und ich bekomme immer mehr zurück als ich gebe“, lächelt Monika Schauer. Deswegen wird sie weitermachen. Für Menschen da sein. Bis zum letzten Augenblick.



Fragen an Hospiz- und Palliativseelsorger Norbert Oppel

„Den Tod sehen, lehrt mich Dankbarkeit“

Seelsorge bei Sterbenden ist

... eine der zentralen Aufgaben unserer Kirchen. Es geht dabei vor allem darum, ganz für den Sterbenden und auch für seine Angehörigen da zu sein, genau hinzuhören, sich einzufühlen und die Ohnmacht und Sprachlosigkeit gemeinsam auszuhalten. Deshalb braucht es gerade in diesem Bereich ein feines Gespür, wann Segensrituale, wann Gebet oder „nur“ ein stilles Dasein erwünscht ist.

Was lernen Sie dabei über Ihr Leben?

Dass auch mein Leben ganz schnell ganz anders verlaufen kann, als geplant. Deshalb bin ich sehr dankbar für alles, was mir bisher an Gutem in meinem Leben geschenkt wurde, und ich versuche, jeden Tag nach dem Grundsatz der Hospizbewegung zu leben, wo es heißt: „Es geht nicht darum, dem Leben mehr Tage, sondern den Tagen mehr Leben zu geben.“

Inwiefern haben Sie Angst vor dem Sterben?

Ich erlebe in der Begegnung mit sterbenden Menschen, wie schwer und traurig es ist, immer mehr von dem, was einmal selbstverständlich war, nicht mehr tun zu können. Und ja, ich habe Angst, dass auch ich eines Tages in eine solche Situation komme. Aber ich hoffe, dass mein Glaube an Gott mich auch dann tragen wird. Denn ich glaube ganz fest daran, dass



Jesus sein Versprechen einlöst und es für alle, die es wollen, einen Platz bei ihm gibt. Und genau das erzähle ich auch den Sterbenden und ihren Angehörigen, wenn sie mich danach fragen.



Glauben durch Musik verkörpern

Glaube und Chorgesang gelten für viele Jugendliche als uncool. Entgegen diesem Trend schafft es der Herzogenauracher Chorleiter Toni Rotter, reihenweise junge Menschen für christliche Musik zu begeistern.

Erst wippt nur ein Fuß im Takt mit, schnell werden es mehr. Köpfe nicken zum Rhythmus des Klaviers. Die Jugendlichen lächeln einander an, während das Piano-vorspiel endet. Dann setzen sie gemeinsam ein: „I’ve never had a better friend than Jesus“, singen sie. Freundschaft und Glaube, zwei wichtige Themen in diesem Raum.

„Fühlt euch wohl“, ruft Toni Rotter den 20 Sängerinnen und elf Sängern von der Mitte des Raums aus zu. Er sitzt dort am Klavier; schlank mit grauen Haaren, trägt Jeans, ein helles Hemd und Brille.

Begeisterte Gesichter schauen dem Chorleiter entgegen. Die Jugendkantorei aus St. Magdalena in Herzogenaurach hat sich zu ihrer wöchentlichen Probe im Pfarrzentrum versammelt. Im hellen großen Saal sitzen die Jugendlichen in zwei Reihen um das Klavier. Aufrecht, in Sängerehaltung, so wie es Toni Rotter ihnen vormacht.

1982 kam Rotter nach dem Kirchenmusikstudium nach Herzogenaurach. Damals gab es nur einen Kinderchor mit zehn Mädchen. „Das wurden dann mehr und mehr“, erinnert er sich. Seit etwa 20 Jahren hat die Kantorei von St. Magdalena eine feste Größe: In den sechs Kinder- und Jugendgruppen und dem Erwachsenenchor sind fast 200 Sängerinnen und Sänger aktiv.

Die Pfarrgemeinde zählt überschaubare 6000 Katholiken. „In der Großstadt tun sich die Kollegen viel schwerer“, erklärt Rotter, da es mehr Konkurrenzangebote gebe. Hier sei der Zusammenhalt eng und der Umgang persönlich. An einer Tafel an der Wand des Saales hängt für jedes Kantoreimitglied ein buntes Kärtchen, die Farben nach der Altersgruppe gewählt. Die Gemeinschaft ist im Raum spürbar.

An der Wand gegenüber hängt ein Kreuz – ein Symbol für das zweite Standbein der Kantorei. „Der Glaube ist für uns das Verbindende, unsere Basis. Wir sind ein Kirchenchor und singen Gottesdienste“, sagt Rotter. Obwohl das Mitwirken an Gottesdiensten für viele der Jugendlichen nicht das Wichtigste sei, wolle er sie



„Der Glaube ist für uns das Verbindende, unsere Basis.“

immer wieder mit Kirche in Kontakt bringen. „Und wenn wir eine Kirche betreten, dann singen wir sowieso. Nicht immer erwünscht, aber wir tun es trotzdem“, erzählt der Chorleiter schmunzelnd. Das begeistert auch die 16-jährige Lucia: „Ich finde es immer toll, wenn wir bei uns in der Kirche singen. Einfach, weil der Klang dort so schön ist. Aber auch den Glauben durch Musik zu verkörpern, ist eine schöne Vorstellung.“

Die religiöse Vorprägung der Jugendlichen ist vielfältig. Einige sind als Ministranten aktiv. Viele haben aber eigentlich nichts mit der Kirche zu tun und kommen erst über die Musik mit ihr in Kontakt. Toni Rotter will ihnen ein positives Bild vermitteln: „Sie sollen sehen: Kirche ist nichts Altes, Verstaubtes. Sondern: da ist was los, da ist Jugend, da kann man gemeinsam was auf die Beine stellen. Ich glaub', das strahlt aus.“

Auch Kilians Einstellung zum Glauben wurde durch die Musik geprägt. Der 18-Jährige ist seit seinem fünften Lebensjahr in der Kantorei – „schon immer“ aus seiner Sicht. „Der Chor ist die Gemeinschaft, die ich mit

der Kirche verbinde“, erzählt er. Durch diesen werde Glaube zu etwas Alltäglichem. „Wenn wir irgendwo singen, dann ist es für uns normal, dass wir geistliche Lieder dabei haben. Glaube ist für uns Normalität, er gehört zum Chor dazu.“

Im Saal herrscht durch die vielen Fenster eine helle, freundliche Probenatmosphäre. Dieser Gebäudeteil wurde an ein Fachwerkhaus angebaut. Altes trifft hier auf Moderne, genauso wie beim Repertoire des Chores. Neben klassisch-geistlichen Werken gehören Gospel- und Popsongs dazu. „Denn wenn die Jugendlichen mit Spaß dabei sind, lassen sie sich auch auf traditionelle Werke ein wie Stücke von Mozart oder das

Weihnachtsoratorium“, erklärt Rotter. Die 14-jährige Anabel ist vor allem vom spontanen Musizieren auf der Straße begeistert, einem besonderen Schwerpunkt der Kantorei: „Wenn wir Straßenumusik machen und eine riesige Mensentraube stehenbleibt, nur um uns zu hören, dann ist das immer wieder ein tolles Gefühl.“ Toni Rotter fördert die Straßenumusik auch aus einem pädagogischen Grund: „Mein Ziel ist, dass die Kinder und Jugendlichen jederzeit singen können. Dass wir uns ohne Noten und Klavier hinstellen und einfach loslegen.“ Ohne Notenblätter dazwischen übertrage sich die Freude der Sänger direkter auf das Publikum. Auch die Kommunikation zwischen Dirigent und Musikern sei dann enger.

Toni Rotters Freude an der Arbeit mit den jungen Menschen ist sichtbar, wenn er sie mit strahlenden Augen dirigiert. Er trifft den richtigen Ton bei ihnen. „Toni heißt einfach alle willkommen“, erzählt Lucia über ihren Chorleiter, bei dem sie seit zehn Jahren singt. „Er steht an der ▶





„Die Kinder und Jugendlichen erleben hier Teamwork.“

Spitze dieser Gemeinschaft, ist immer gut drauf und macht das Ganze mit Herzblut.“ 2006 wurde Rotter mit dem Kulturpreis der Stadt Herzogenaurach ausgezeichnet. Er fördert nicht nur das musikalische Können seiner Sänger, sondern auch das Soziale: „Die Kinder und Jugendlichen erleben hier Teamwork. Man bringt sich ein mit seiner Stimme, ist Teil von einem großen Chor. Man muss nicht die größte Stimme haben, kann aber trotzdem etwas Großes leisten.“ Das mache sie stolz und tue ihnen gut.

Zwölf Stunden Proben leitet Rotter pro Woche, dazu kommen die Vor- und Nachbereitung und vor den Konzerten auch noch viele Extra-Proben. Einen Tag ohne Musik gibt es bei ihm nicht. Unterstützt wird er durch Stimmbildner, die sich darum kümmern, dass die Sängerinnen und Sänger auch die richtige Gesangstechnik anwenden. Mit Erfolg: Die Sopranistinnen, oftmals Wackelkandidatinnen in Chören, haben eine Sicherheit in der Höhe entwickelt. Die wenigen Basssänger halten in der Tiefe

mit kräftigem Stimmvolumen dagegen. Die jahrelange Übung zahlt sich aus. Die ältesten Sänger sind 20, die jüngsten zwölf. Trotz des Altersunterschiedes kommen sie gut miteinander aus, auch die Neuen.

Anabel kam erst vor zwei Jahren durch Freunde zur Kantorei. Und kann sich noch gut an ihre erste Probe erinnern: „Ich war erstaunt, wie herzlich man aufgenommen wird. Alle waren hilfsbereit.“ Diese Gemeinschaft motiviert sie, dabei zu bleiben. Kilian wurde schon im Kindergartenalter von seinen Eltern zum Chor gebracht. Ob es ihm damals Spaß gemacht hat oder eher Pflicht war, weiß der 18-Jährige heute nicht mehr so genau. „Aber irgendwann hab‘ ich gemerkt, wie sehr ich den Chor brauche“. Mittlerweile sei die Chorgemeinschaft ein Großteil seines Freundeskreises. Die gemeinsamen Erlebnisse schweißen zusammen: Die Proben, die Gespräche danach und die Ausflüge, Probenwochenenden, Konzertreisen und Teilnahmen an Chorfestivals. „Solche Erlebnisse sind für den Chor prägend“, sagt Kilian. „Das ist die Gemeinschaft, die uns zusammenhält und jede Woche herbringt.“ ●

Ein Videointerview mit Toni Rotter finden Sie unter:





Fragen an Rolf Zuckowski

„Musik ist ein Gottesgeschenk“

Schon viele Kindergenerationen hat Rolf Zuckowski mit seinen Liedern begleitet. Wir fragten den 71-Jährigen, wie man junge Leute fürs Singen begeistern kann und ob er selbst ein gläubiger Mensch ist.

Herr Zuckowski, Sie singen seit über 40 Jahren mit Kindern. Viele Kinderchöre klagen über Nachwuchssorgen. Wird heute weniger gesungen als früher?

Ich habe eher den Eindruck, dass es in den letzten Jahren eine Wende gegeben hat. Ich höre von Chören, die neu gegründet wurden. Ich höre von Chören, die einen Aufschwung erleben. Gospel-Chöre liegen wohl sehr im Trend, weil sie eine gute Brücke bilden zwischen Tradition und Pop, sie haben Rhythmus und Kraft und Beziehung zum Glauben. Es gab einen Niedergang, aber ich habe den Eindruck, dass der gestoppt wurde und dass es vielleicht sogar aufwärts geht. Ich glaube, dass viele Chorleiter, die von der Hochschule kommen, es nicht immer leicht haben, das Repertoire zu finden, das die Kinder gerne singen wollen. Man sollte die Kinder viele Lieder singen lassen, die sie richtig gerne singen. Es ist eine große Schwierigkeit, dass die Schüler immer mehr nachmittags Unterricht haben und da die Zeit fehlt, auch noch in einen Chor zu gehen.

Sie engagieren sich seit den 80er-Jahren für das Erich-Kästner-Dorf im Steigerwald, das in Iphofen und Bad Einersheim auch Einrichtungen im Erzbistum Bamberg unterhält. Sie haben auch eine Stiftung „Kinder brauchen Musik“ gegründet. Sind Sie das, was Spötter einen „Gutmensch“ nennen?

Ich finde, das ist ein ganz böses Wort. Es verletzt mich. Wenn ich es höre, denke ich immer, ob derjenige, der es benutzt, ein Schlechtmensch ist. Ein Gutmensch ist eine böse oder satirische Betrachtung von Menschen, die gerne Gutes bewirken wollen. Ich weiß, dass manche Menschen Gutes tun, damit man viel drüber redet. Wenn man die so nennt, dann könnte man das noch als berechnete Gesellschaftskritik bezeichnen. Aber man wirft ja alle in einen Topf, und das finde ich eher böse. Ich würde mich selbst nie so nennen. Ich bemühe mich, Gutes zu tun, weiß aber durchaus um meine Schwächen und meine Grenzen.

Sie haben mal gesagt „Musik ist ein Gottesgeschenk“. Sind Sie ein gläubiger Mensch?

Ja, nur vielleicht nicht ganz so, wie die Kirche ihre Gläubigen gerne hätte. Ich bin immer ein Glaubenssucher gewesen. Dass Christus in die Welt gekommen ist, ist für mich der wichtigste moralische Leitfaden im Leben. Die Beziehung von Jesus nachzuempfinden, fällt mir aber schwer. Ich glaube, da war etwas ganz Intensives, sonst hätte er so nicht leben können. Darum darf man ihn wahrscheinlich auch Sohn Gottes nennen. Der Zugang zu einem persönlichen Gott ist für mich sehr schwer. Und er wird immer schwerer, wenn ich schlimme Schicksale vor mir sehe. Dann denke ich: Wenn es dich gibt, du persönlicher Gott, was hast du dir dabei gedacht? Das ist für mich ein ganz großes Rätsel. Aber dass wir in einer göttlichen, gesegneten Welt leben, durch die Schöpfung, auch durch den Ansporn durch das Leben Jesu und vieler anderer biblischer Botschaften, das wäre alles ohne Gott nicht möglich. Die Gemeinschaft der Seelen spüre ich auch, ohne mir eine Ewigkeit in einem konkreten Ort im Himmel vorstellen zu müssen.

Neue Apps, Termine & Events

„Ehepost“ will Beziehungen bewusster machen

Den Alltag meistern, die Zukunft ausmalen, streiten und versöhnen, Sexualität, Kinder, ... Es gibt viele Themen, die in jeder Ehe eine Rolle spielen. Spannende Anregungen und kreative Ideen und Tipps dazu gibt es in der Ehepost. Die Publikation umfasst zwölf Ausgaben mit je acht Seiten.

Die Ehepost lädt Paare ein, ihre Beziehung bewusster wahrzunehmen.

Genauso hilft sie dabei, auch schwierige Themen anzusprechen und Lösungen für Konflikte zu finden. Abgerundet wird das Ganze durch einen Segenswunsch für das Paar. Erstellt wurde die Ehepost von erfahrenen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Ehepastoral und -bildung aus ganz Deutschland. Wer die Printvariante erhalten möchte, kann sich die Ehepost in vielen (Erz-)Bistümern kostenlos zuschicken lassen: alle zwei Monate zwei Ausgaben, ein Jahr lang. Komplettsätze der zwölf Ausgaben können im Internet bestellt werden. Die reinen Inhalte der Ehepost gibt es außerdem in der Hochzeits-App „Ehe.Wir.Heiraten“.

Weitere Informationen unter: www.ehepost.de



Eine Leinwand für die Menschenrechte

Am Montag, 10. Dezember 2018, dem Internationalen Tag der Menschenrechte, zeigt das Bamberger Kino „Lichtspiel“ Filme, die mit dem Deutschen Menschenrechts-Filmpreis ausgezeichnet wurden. An diesem Tag jährt sich die

Allgemeine Erklärung der Menschenrechte zum 70. Mal. Ein Jubiläum, das die Medienzentrale der Erzdiözese Bamberg und ihre Kooperationspartner Amnesty International und die Katholische Hochschulgemeinde zum Anlass nehmen, in Bamberg während des gesamten Tages bei freiem Eintritt im Kino „Lichtspiel“ ausgewählte Filme von Preisträgern zu zeigen. Zwei Tage zuvor, am Samstag, 8. Dezember, wird in Nürnberg der Deutsche Menschenrechts-Filmpreis 2018 verliehen. Schirmherr und Festredner der diesjährigen Wettbewerbsrunde ist der Bundespräsident a. D., Joachim Gauck.

Seit zwanzig Jahren engagiert sich die Medienzentrale der Erzdiözese Bamberg als Mitveranstalter für die Durchführung des Deutschen Menschenrechts-Filmpreises. Auch in diesem Jahr ist die Medienzentrale organisatorisch und in der Juryarbeit beteiligt.



Dienstag, 30. Oktober bis Mittwoch, 31. Oktober 2018

Kinderbibeltage auf Burg Feuerstein

unter dem Motto: Gottes Schöpfung ist „Fei echt“ gut, zwei Tage ohne Übernachtung für Schülerinnen und Schüler von sechs bis zehn Jahren. Es geht ums Thema Schöpfung: Was ist deiner Meinung nach das Tollste an Gottes Schöpfung? Gemeinsam mit dem Kinderbibeltags-team werden die Teilnehmer reden, singen, basteln und einen Gottesdienst feiern. Der Kurs dauert an beiden Tagen jeweils von 8 bis 15 Uhr – die Kinder können immer ab 7:30 Uhr gebracht werden.

Jugendhaus Burg Feuerstein, Burg Feuerstein 2, 91320 Ebermannstadt, Kosten: 18 Euro. Mehr Infos unter www.burg-feuerstein.de, Telefon: 09194-7674, Mail: anmeldung@burg-feuerstein.de

Sonntag, 18. November 2018, 17 Uhr

wandelBar – Ecclesia on tour

mit Heike Bauer-Banzhaf

Bistumshaus St. Otto, Heinrichsdamm 32, 96047 Bamberg
Eintritt frei – Spenden erbeten!

Sonntag, 2. Dezember 2018, 17 Uhr

Adventssingen der Chöre am Bamberger Dom

Bamberger Domchor, Mädchenkantorei, Domkantorei und Nachwuchschöre unter der Leitung von Werner Pees und Franziska Bauer, Orgel: Domorganist Markus Willinger
Eintritt frei – Spenden erbeten!

Eine App erleichtert Elternsein

Der Fachbereich Ehe und Familie des Erzbistums Bamberg empfiehlt Müttern und Vätern, informative Elternbriefe künftig praktisch per App zu abonnieren. Die Elternbriefe du+wir wollen Sie als hilfreicher Begleiter durch die ersten neun Lebensjahre Ihrer Kinder geleiten. Die 45 Briefe, regelmäßig aktualisiert von einem Redaktionsteam bei der Arbeitsgemeinschaft für Katholische Familienbildung AKF, können Mütter und Väter jetzt noch bequemer passend zum jeweiligen Alter ihrer Kinder lesen – als App. Aktuelle Erziehungsthemen und eine Suchfunktion zu Familienthemen runden das Angebot ab. Alle zwei Wochen gibt's außerdem eine Push-Nachricht mit aktuellen Informationen, einem Impuls für Eltern oder die Familie, etwas Nachdenklichem oder Inspirierendem.

Mehr Informationen und einen Download-Link finden Sie hier:

www.elternbriefe.de





IMPRESSUM

„LEBEN im Erzbistum Bamberg“ ist ein Magazin für die Katholiken im Erzbistum Bamberg

Herausgeber

Erzbischöfliches Generalvikariat
Öffentlichkeitsarbeit
Domplatz 2, 96049 Bamberg
leben@erzbistum-bamberg.de

Verantwortlich:

Harry Luck, Leiter Stabsstelle
Öffentlichkeitsarbeit

Chefredakteur:

Hendrik Steffens

Texte: Nadine Luck (S. 4-7), Harry Luck
(8-9, 10-13, 25), Andreas Kraft (14-15),
Dominik Schreiner (18-19), Jana Röcklein
(20-21), Silvia Franzus (22-24)

Fotos: Dominik Schreiner (S. 1, 7,
14-15, 18), ARD/BR (9), dpa (25),
Hendrik Steffens

Karikatur: Johann Mayr (S. 27)

Gestaltung: Caroline Strobel,
medienreaktor® GmbH, Bamberg

Druck: Vogel Druck
Einlage gedruckt auf 100 Prozent
recyceltem Papier. RAL-UZ 72 Blauer
Engel, EU-Umweltzeichen.

Hinweis zum Datenschutz

„Leben im Erzbistum Bamberg“ ist eine Mitgliederzeitung des Erzbistums Bamberg und wird kostenlos an alle katholischen Haushalte im Erzbistum Bamberg verschickt. Dazu verwenden wir die Mitgliederdaten der Katholiken im Erzbistum Bamberg, also Namen und Anschriften aller Katholiken im Bereich des Erzbistums. Die Daten werden zur Verfügung gestellt vom Meldewesen des Erzbischöflichen Ordinariats Bamberg, verantwortlich für die Datenverarbeitung ist Harry Luck, Leiter der Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit. Zur postalischen Versendung des Magazins bedienen wir uns der Unterstützung durch technische Dienstleister. Diese Dienstleister werden gemäß den für uns geltenden Datenschutzbestimmungen sorgfältig ausgewählt und sind gesetzlich und vertraglich dazu verpflichtet, ein hohes Datenschutzniveau sicherzustellen. Die Mitgliederdaten werden nach dem Versand von den dafür zuständigen Stellen nicht mehr verarbeitet, jedoch weiter dem Erzbistum Bamberg als Meldedaten zur Verfügung stehen.

Wenn Sie eine detaillierte Auskunft über die zu ihrer Person gespeicherten personenbezogenen Daten wünschen, wenden Sie sich bitte an uns unter E-Mail: leben@erzbistum-bamberg.de. Unser Datenschutzbeauftragter Dr. Johannes Siedler ist per E-Mail erreichbar unter johannes.siedler@erzbistum-bamberg.de. Als betrieblicher Datenschutzbeauftragter für das Erzbischöfliche Ordinariat Bamberg ist Rechtsanwalt Thomas P. Costard tätig, Bayreuther Str. 11, 90409 Nürnberg, Tel.: 0911-7903034. Wir weisen Sie hin, auf Ihr Beschwerderecht beim unabhängigen Datenschutzbeauftragten der bayerischen Diözesen, Jupp Joachimski, Rochusstraße 5, 80333 München, Tel.: 089-21371796.

Sollten Sie künftig keine kostenlose Mitgliederzeitung erhalten wollen, bitten wir Sie, dies unter Nennung Ihres Namens und Ihrer Anschrift mitzuteilen, per Mail an leben@erzbistum-bamberg.de oder postalisch an:
Redaktion „Leben“
Öffentlichkeitsarbeit
Domplatz 2, 96049 Bamberg

ERZBISTUM
BAMBERG



Fragen? Kritik? Anregungen?

Wollen Sie Feedback geben oder möchten Sie mehr Exemplare erhalten? Dann schreiben Sie uns unter leben@erzbistum-bamberg.de



Hier finden Sie auch eine erweiterte digitale Ausgabe des Magazins:
leben.erzbistum-bamberg.de

Folgen Sie uns:

[f/erzbistumbamberg](https://www.facebook.com/erzbistumbamberg)
[i/BistumBamberg](https://www.instagram.com/BistumBamberg)
[@erzbistumbamberg](https://www.twitter.com/erzbistumbamberg)

A woman and a young child are smiling in a tropical setting. The woman is wearing a blue leopard-print dress and holding a large green leaf over her head like an umbrella. The child is also holding a large green leaf over their head. The background shows palm trees and lush greenery.

missio

Jetzt kostenlosen Ratgeber anfordern!



Gestalten Sie die Zukunft.
DURCH IHR TESTAMENT FÜR DEN GLAUBEN.

Wo Menschen Hilfe brauchen, ist missio München Gott sei Dank vor Ort.
Mit Ihrem Testament können Sie dazu beitragen, dass es so bleibt.

www.missio.com